Nr. 176. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 6. April 1909

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

## Die Vergrösserung des Beamtenheeres.

Die Zahl der oberen, mittleren und unteren Beamten ist im Reich wie in den Einzelstaaten während des letzten Menschenalters geradezu ungeheuerlich angeschwollen. Immer neue Beamtenkategorien sind geschaffen, immer weiter sind die einzelnen Behörden ausgebaut worden. Wenn man sich durch die Besoldungsvorlagen im Reich und in Preußen durcharbeiten mußte, dann gruselte es den Leser vor dieser Armee von Beamten, die in zahllosen Abstufungen die Regierungs- und Verwaltungsstellen füllen.

Gelegentlich wird ja wohl auch von der Notwendigkeit einer Verminderung des kaum noch zu übersehenden Heeres von Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten gesprochen. Man wirft den Gedanken einer mehr kaufmännischen Leitung der Reichs- und Staatsgeschäfte in die Debatte, man denkt an die Vereinfachung der Organisation und an die Zusammenlegung mancher Behörden, aber das betrübende Resultat ist fast immer, daß zunächst erst einmal neue Beamten eingestellt werden müssen, um diese Reformen durchzuführen. Der unabhängige Staatsbürger wieder muß immer mehr bezahlen, um den an sich gewiß berechtigten Ansprüchen der Beamten genügen zu können. Die Aufbesserung der Beamtengehälter in Preußen und im Reich, die jetzt vor ihrer Verwirklichung steht, kostet allein mehr als eine Viertel Milliarde. Man fragt sich unwillkürlich, wie lange es in diesem Tempo noch weiter gehen soll, genau wie bei den Aufwendungen für Heer und Flotte.

Die Reichsfinanzreform des Herrn Sydow hatte so zahlreiche Mängel, daß man bisher kaum dazu gekommen ist, sich mit der sehr bitteren Nebenwirkung zu beschäftigen, die in der abermaligen Steigerung des Beamtenapparates liegt. Und doch könnte auch diese Folgeerscheinung auf die Dauer nicht übersehen werden. Allein die Durchführung des Branntweinmonopols hätte Tausende von neuen Beamten erfordert und gleichzeitig die Uebernahme von bisherigen Privatbeamten in den Reichsdienst nötig gemacht. Nicht viel besser lagen die Dinge bei der Durchführung der Banderolensteuer auf Tabak und Zigarren. Die Weinsteuer und die Biersteuer mußten in der gleichen Richtung wirken, ganz abgesehen von dem bereits verabschiedeten Weingesetz, das abermals die Beamtenschar um die Kellerkontrolleure im Hauptamt vermehrt. Nur mit Schaudern kann man daran denken, daß auch die Gas- und Elektrizitätssteuer und gar die Inseratensteuer verwirklicht worden wäre. Denn diese Gesetze hätten die Wirkung gehabt, daß ein großer Teil ihrer Erträge zur Besoldung der kontrollierenden Beamten aufgewendet werden mußte. Aber auch ohne diese Steuermißgeburten, von denen ihre Väter schon jetzt ängstlich abrücken, wird die Wirkung der Reichsfinanzreform darin liegen, daß die Armee von Reichsbeamten abermals beträchtlich vermehrt wird.

Ganz ähnlich droht es bei der Reichsversicherungsordnung zu gehen, die der Staatssekretär des Inneren jetzt der Oeffentlichkeit unterbreitet hat. Noch kennt man nicht die genauen Zahlen, die der Berechnung des Reichsamts des Inneren zugrunde liegen. Auch sucht die Begründung der neuen Ordnung den Vorwurf abzuwehren, daß in das Versicherungswesen ein „fremder bureaukratischer Zug" getragen werden solle. „Von Eingriffen in die Selbstverwaltung kann füglich nicht gesprochen werden," versichert das Reichsamt des Inneren. Aber solchen allgemeinen Erklärungen setzt man aus langer Erfahrung ein starkes Mißtrauen entgegen.

Auf jeden Fall will uns die Versicherungsordnung mit einer neuen Beamtenklasse beglücken, nämlich mit „Versicherungsamtmännern". Das sind im allgemeinen Personen, die ihre Fähigkeit zum höheren Verwaltungsdienst oder zum Richteramt nachgewiesen haben. Daneben sollen auch solche Anwärter zugelassen werden, die durch die Tätigkeit bei Versicherungsträgern oder bei Behörden in Versicherungsangelegenheiten sich Erfahrung, Geschäftsgewandtheit und die nötigen Kenntnisse erworben haben".

Handelte es sich um einige wenige Stellen, die auf diesem Wege geschaffen werden sollen, so könnte man sich, dem höheren Zweck zuliebe, die neue Organisation der Arbeiterversicherung gefallen lassen. Aber die Versicherungsämter und mit ihnen die Versicherungsamtmänner sollen über das ganze Land verbreitet werden. In der Begründung wird gesagt: „Nimmt man an, daß in Preußen zum Beispiel für jeden Kreis ein Versicherungsamt gebildet wird, und daß in den übrigen Bundesstaaten etwa für ähnlich große Bezirke Versicherungsämter errichtet werden, so würde man auf etwa 800 Versicherungsämter kommen." Es ist natürlich möglich, andere Beamte in diese Stellungen zu schieben. Aber der größte Teil der Versicherungsämter mit dem erforderlichen Bureauxpersonal müßte wahrscheinlich neu geschaffen werden. So darf man annehmen, daß die neue Versicherungsordnung drei- bis viertausend neuer Beamten erfordern würde. Sie kommen noch zu dem Beamtenpersonal, das jetzt schon von der sozialen Versicherung beansprucht wird, hinzu und vermehren auf diese Weise das Beamtenheer um ein paar neue Bataillone.

Das macht dem Reich erhebliche Kosten; es belastet aber auch die Versicherungsträger. Nach der Begründung sollen eine Bescheidserteilung bei der Invalidenversicherung, eine Unfallmeldung bei der Unfallversicherung und eine Streitigkeitsentscheidung bei den Krankenkassen als „etwa gleichwertige Verteilungsfaktoren" angesehen und nach deren Anzahl die Kosten auf die beteiligten Versicherungsträger nach Jahresschluß umgelegt werden. Bei dieser Gelegenheit erfährt man, daß schon jetzt auf jede Bescheidserteilung bei der Invalidenversicherung 33,97 und auf jeden gemeldeten Unfall bei der Unfallversicherung 32,97 Mark Kosten entfallen. Billig arbeiten die Klebegesetze also schon jetzt nicht. Künftig wird die Organisation noch kostspieliger werden.

Indessen sind es nicht bloß die immer wachsenden Kosten, die gegen eine beständige Vermehrung des Behörden- und Beamtenapparates sprechen. Bielmehr kommt in Betracht, daß mit dem Beamtenheer auch der Einfluß der Regierung auf das öffentliche Leben in beständigem Wachsen begriffen ist. „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe," ist ein altes wahres Wort. Schon um das Volk nicht in Gouvernementalismus und Bureaukratismus immer tiefer versinken zu lassen, um den freien Bürgersinn nicht durch Bevormundung von oben ersticken zu lassen, wird man grundsätzlich jeder Erweiterung der Beamtenbefugnisse und jeder Vermehrung der viel zu großen Beamtenschar mißtrauisch gegenüberstehen müssen. Auch die neue Reichsversicherungsordnung bedarf von diesem Gesichtspunkt aus einer sehr ernstlichen Prüfung.

## Ein Interview mit Roosevelt.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**Paris**, 6. April.

Theodore Roosevelt ist seit seiner Ankunft in Europa der am meisten interviewte und photographierte Mann der Zeit. Kein Tag vergeht, an dem nicht ein Journalist zu ihm vordringt und ihm einige Aeußerungen abfragt. Heute bringt das „Journal" einen drei Spalten langen Bericht, der die kurzen Nachrichten des Konkurrenzblattes „Matin" vom Sonntag schlagen soll. Der „Matin" war dem „Journal" in der Fixigkeit über und interviewte Roosevelt eine Stunde vor seiner Ankunft in Gibraltar. Das „Journal" überwindet den journalistischen Gegner durch seine Gründlichkeit und beschreibt die Gemächer an Bord der „Hamburg" und das Gespräch mit dem Präsidenten im Hafen von Neapel so ausführlich, daß nun wohl von Theodore Roosevelt nicht viel mehr zu interviewen übrig bleibt. Vieles in dem Bericht, der ziemlich deutlich die kaiserliche Umgebung und die staatsmännischen Allüren des „schlichten Staatsmannes" Roosevelt verspottet, ist sehr amüsant. Einige Mitteilungen werden deshalb willkommen sein.

Roosevelt reist als einfacher Passagier, aber, um zu ihm zu gelangen, sind vier Passierscheine und lange Verhandlungen mit dem dreifachen Kordon von Sergliori, Detektivs und Matrosen nötig, die den Zugang zu den Gemächern der ehemaligen republikanischen Majestät bewachen. Diese Gemächer wurden seiner Zeit für Wilhelm II. eingerichtet, sie sind also wirklich kaiserlich. Ein Sekretär prüft den Einführungsbrief des Journalisten und geht dann seinen Herrn benachrichtigen. Inzwischen bewundert der Besucher eine Bibliothek, die nur aus Büchern Roosevelts besteht, und einen Tisch mit Photographien, die Roosevelt als Cowboy, Roosevelt in weißem Sportdreß, Roosevelt mit seinen Kindern, Roosevelt in allen möglichen anderen Kleidern und Situationen darstellen. Nur eine Photographie befindet sich in dem Raume, die einen anderen Mann zeigt: Wilhelm II. in Admiralsuniform mit eigenhändiger Unterschrift, die, wie der Interviewer gewissenhaft verzeichnet, mit grüner Tinte ausgeführt ist. vor diesem Bild liegt der Blumenstrauß, den der Kaiser Roosevelt überreichen ließ.

Nach einiger Zeit tritt Roosevelt ein. Die Beschreibung seines Aeußeren ist so charakteristisch, daß sie in extenso wiedergegeben sei: Der Expräsident sieht besser aus, als seine Bilder ihn darstellen, weil die Bilder nicht den lebendigen Ausdruck wiedergeben können, der ihn anziehend macht. Er trägt den niedrigen offenen Umlegekragen, den auch Casimir Perier liebte. Ein muskulöser Stiernacken wächst aus dem Kragen hervor, der Kopf ist eckig und fest, aber für den mächtigen Unterbau zu klein. Die Haare die schon etwas selten werden, sind hart wie Schweineborsten, die Stirn niedrig, in einer reinen überraschend schönen Linie gezeichnet. Die Ohren sind klein und wohlgebildet, sie liegen fest am Schädel an. Die Augen von klarem Wolkengrau liegen unter starken Wülsten, auf denen eine schwache Spur von Augenbrauen. Die starke Kurzsichtigkeit, der ein auf der Nase reitendes Pincenez nicht ganz abhilft, läßt die Augen zwinkern und macht den Blick unsicher. Der Schnurrbart ist hart, struppig und unordentlich, die Zähne gleichen einem Doggengebiß, sie sind fest, dunkelgefärbt und ungleich.

Nach dieser sehr genauen, aber wie ersichtlich nicht geschmeichelten Photographie Roosevelts folgt die Unterhaltung oder vielmehr die Erzählung desselben, was Roosevelt sagt. Denn er spricht allein, in einem deutlichen Französisch, das aber weit eher einen „germanischen" als einen amerikanischen Akzent hat. Roosevelt sagt, wie etwas von Moses und den Propheten Vorgeschriebenes. Dabei fühlt man sich in ihrer freundlichen, trotzigen, kaltvollen Gesellschaft sehr wohl und erkennt optimals mit Verwunderung, mit welch tapferen Einseitigkeit sie sich an die nobeln Gefühle des Lebens zu halten suchen.

Die Sonne Italiens ist für sie etwas wie ein Lange in den Nebeln Londons erträumtes Glück. Wenn sie einen Straßensänger hören, so ersuchen sie ihn, „osole mio" zu singen, ein Lied, das für Italiener ebenso abgeklappert ist wie für den melodienreicheren Norden „Der kleine Cohn."

In der Tat werden die Italiener nicht müde, diese alten Kanzonen immer und immer wieder zu singen; jedes Kind kennt ihre Melodien und Worte, und jede sommerliche Nacht schwillt von den fernen oder näher anklingenden, dringlichen Modulationen, mit denen die Jünglinge nicht müde werden, die eigentümlich ladenzierenden Melodien zu schmücken und gleichsam auseinander zu zerren.

Niemand aus aller Welt kommt so sangesgierig in dieses klingende Land wie die weiblich: Blüte Amerikas. Kein Hotel, keine Pension, darin nicht mindestens eine Nachtigall ihr Nest baut. Und man muß gestehen, daß, wenn der Born ihrer Töne auch nur dünn sprudelt, er doch noch immer die Erwartungen übertrifft, die man zu hegen wagte, wenn man die jungen Schönheiten irdisch sprechen hörte.

Ich weiß nicht, womit ich die amerikanische Sprache vergleichen soll. Es scheint mir noch am ehesten so, als habe der Redende einen unsichtbaren, verwickelten Fadenknäuel im Munde, dessen eines Ende er beim Beginn der Unterhaltung hervorzieht und seinem Partner hinreicht, der im weiteren Verlauf den Faden allmählich dem Gentleman zwischen den Zähnen herauswickelt, wobei noch zu beachten ist, daß der Gentleman an chronischem Stockschnupfen leidet. Der Fadenknäuel ist bei den männlichen Vertretern des großen Landes aus dicker Wolle, bei dem schönen Geschlecht aus dünnem, quäkigem Zwirn.

Mit unsäglicher Verwunderung und doch tiefer Ehrfurcht folgen die Augen der Eingeborenen Italiens dem Gebaren dieser überseeischen Fremdlinge. Die italienischen Mütter sehen mit Kopfschütteln der für sie unerhörten Erscheinung zu, daß junge Damen allein und mit männerartiger Freiheit und Sicherheit in den Straßen sich bewegen. Die Söhne des durchkonnten Landes jedoch nähren sich mit ihren Gluttaugen und ihren dramatischen Gliederbewegungen den halbgeöffneten Pforten der Liebe, angelockt von dem Parfüm des Flirts wie die Katzen vom Baldrian. Es ist für sie etwas so Ungewohntes, zu erfahren, wie die Fäden der Liebesbeziehungen von

## O sole mio . . .!

Von [Nachdruck verboten.]

**Hans Reisiger** (Florenz).

Italien gleicht nun wiederum einer langen Honigschnitte, um die die Bienen summen. Die Befürchtung, der Strom der Fremden werde in diesem Frühjahr sehr dünn fließen, ist nicht wahr geworden. Qualen und Schrecken der kalabrischen Erdbeben sind wie ein nichtiges Räuchlein in der mächtiger werdenden Sonne verflogen, und der Pesthauch aus den überfüllten Hospitälern der südlichen Provinzen, den man selbst bis hier nach Florenz herauf fürchtete, hat sich Gott weiß wohin verzogen. Der einzige heftigere Erdstoß, der uns im vergangenen Winter hier eines Nachts wach wiegte und für einige Zeit ein vulkanisches Zipperlein in unsere Beine brachte, ist längst vergessen und dient nur noch etwa als Stoff zu einer gelegentlichen kühnen Münchhausiade.

Sicher ist wohl, daß einige Orte im Süden, besonders in Sizilien, wie etwa Taormina, beträchtlichen Schaden erleiden werden durch das Ausbleiben vieler gewohnter Gäste. Selbst aus Neapel schrieb mir kürzlich ein italienischer Freund, daß er sich von Herzen bange nach dem Anblick einer reicheren Fülle großbehüteter, schlankstirbhafter Amerikanerinnen. Aber das eigentliche Reisegebiet Italiens, jener Teil der Schnitte, auf dem der Honig am dicksten aufgestrichen zu sein scheint, ist so umschwärmt wie je. Dies ist eine für alle sehr erfreuliche Tatsache; denn man hatte bereits mit hohen Worten die hiesige Presse gewarnt, sie würde durch ihre grell marktschreierischen Schilderungen jenes furchtbaren Unglücks, anstatt für ein paar tausend Notleidender werktätiges Mitleid wachzurufen, vielen Hunderttausenden in ganz Italien Hunger und Not bereiten, indem sie alle die geldstrotzenden Fremdlinge von der Schwelle des gastlichen Landes zurückschrecken würde. Und noch, indes die Eingeborenen, aus der Not rasch eine Untugend machend, sich begierig die Schreckensbilder der großen Katastrophe vom Kinematographen in allen Einzelheiten, bis zum Herausserren und Wegschleppen der nackten Leichen vorführen ließen, bewegte die angstvolle Sorge ihr Herz, was wohl aus all der kostbaren Fülle mühsam imitierter Antiquitäten, aus all den lackschimmernden Madonnen und Bambinos, den erstaunlich echten Schmuck- und Waffenstücken, den alten Lederbänden, den zuckerweißen Marmorfiguren (Grand Prix), den Bronzen und den kindlich erfreulichen Perlenketten werden sollte, wenn keine kunstbegeisterten Angelländer kämen und sie beangenscheinigten? — Würden alle diese Dinge, auf denen vorn und hinten und jederseits zweimal die Florentiner rote Lilie als immer passender und gefälliger Schmuck aufgestempelt ist, im Lande bleiben als ein unberührter Hort neuitalienischen Kunstfleißes? — Würden die nachlässig sich vorwärtsbewegenden Eisenbahnzüge in ihren duftenden Abteilen nicht die gewohnte Völkermenge herbeiführen, deren gedrängte Situation noch durch die allerseits von Frohmut geschwellten Busen verengert wird? — Würden die gewaltigen Stimmen der Facchinos umsonst erschallen? Umsonst die Peitschen der Kutscher ermunternd knallen und die lockendsten Anerbieten jeder Art laut werden lassen? — Würden die herrlich geschmückten Prachträume der Pensionen, Hotels, möblierten Zimmer leer stehen, nur der Klage des Windes offen und dem leisen Echo auf ein fernes „Santa Lucia"? —

Bonodetto il nome di Dio! Sie sind gekommen, voller Bereitschaft, jedes nötige Eintrittsgeld zu den Heiligtümern der Kunst zu erlegen.

Sie vor allen sind gekommen, die unzählbaren Scharen ältlicher Töchter Britanniens, ganz angestellt von den süßen Worten, die nur englische Schriftsteller so süß über Italien zu schreiben vermögen, zitternd vor Wonne, die gold-blau-roten Engel des Fra Angelico mit den Wachsbacken von Angesicht zu Angesicht schauen oder eine Kopie von Carlo Dolcis himmelaufschmachtender Cecilia in einem Laden sich aufsuchen zu dürfen, berauscht von dem holden Wahn, so viel zwecklose und reizende Dinge wie möglich zu erstehen, in den Koffer zu packen oder an Freunde in der Heimat zu senden, oder, in Gestalt jener Perlengehänge, sich am Busen zu befestigen. Allerwegen pflegt dabei ein Hauch von Atmungslosigkeit sie zu umschweben, in dem ihre gütigen, graublauen Augen gefangen sind. Sie lesen die dicksten Bücher über gänzlich bedeutungslose Dinge und lernen mit Mühe tausendfach auswendig, und ihre Ansichten sind von einer gewissen milden und nachsichtigen Festigkeit und liebenswürdigen Unwiderlegbarkeit. Sie versuchen die italienische Sprache zu gebrauchen, da sie die Italiener so sehr lieben; aber der Klare, wechselreiche Klang erstickt in der klotzartigen Konstruktion ihres Kehl- und Zungenwerkes. Sie wenden sich dessen ungeachtet mit langen, vorbereiteten Sätzen an die kleine, maulaufreißende Beteiligung oder sonstige Individuen, die ihnen ratlos gegenüberstehen. Jede von ihnen hat eine besondere Beschäftigung, sei es, daß sie Leder bemale, bebrenne oder behämmere, oder daß sie Glasletten fädele. Kein als sehenswert bezeichneter Ort dünkt ihnen zu schwer erreichbar, keine Mühe ist ihnen zu groß, aber keine Stunde ihrer Lebenseinteilung wird je verrückt; und die Teezeit ist